

# Der Wald der Götter

Balys Sruoga

## Vom Barock zur Baracke

Hitler-Deutschland war zu einem klassischen Lagerland geworden. Ein Land, früher berühmt für seine prächtige Barockkunst, brüstete sich jetzt seiner Baracken. Lagerleben in Baracken.

Der Niedergang vom Barock zur Baracke – dieser historische Prozess machte eindrücklich die Entwicklung der deutschen Kultur unter Hitlers Herrschaft sichtbar. Und es war kein Zufall, sondern nur folgerichtig, dass Deutschland, das auf dem Gipfel seiner Kriegsmacht immer neue Länder besetzte, zur Mitte des 20. Jahrhunderts hin zum Lagerträger im weitesten Sinne des Wortes wurde – Deutschland, einst Kulturträger. Jetzt, abgehalftert, ohne den kleinsten Rest schöpferischer Kraft, hatte Hitler-Deutschland anderen Ländern als Glanzpunkt seiner Kultur Lager und Baracken zu bieten.

Deutschland war mit einer kaum überschaubaren Anzahl von Lagern verschiedenster Art übersät: Heerlager, Sportlager, Erholungslager, Politiklager, Jugendlager, Reichsarbeitsdienstlager, Heimkehrerlager, Kriegsflüchtlingslager und Vertriebenenlager, Lager für Menschen zerbombter Städte, Durchgangslager und Verteillager, Arbeitslager, Interniertenlager, Kriegsgefangenenlager und so weiter und so fort. Die Vorhut aller Lager, Glanzpunkt und Stolz der Hitler-Kultur, bildeten die Konzentrationslager, die in Deutschland gleichzeitig mit der Hitler'schen Machtübernahme auf der Bildfläche erschienen waren. Allerdings durften nicht alle Konzentrationslager in einen Topf geworfen werden, auch wenn sie allesamt nur einem Zweck dienten, nämlich der Vernichtung der Gegner Hitler-Deutschlands – der echten und der vermeintlichen Feinde – sowie sonstiger überflüssiger Mitbürger und von Parteibehörden unerwünschter Elemente. So waren diese Lager, allen voran Dachau, anfangs fast alle *g e s c h l o s s e n e* Lager, das heißt, niemand kehrte lebend wieder. Vernichtungslager.

Auch als sich Hitlers Macht noch auf Deutschland beschränkt hat, und er nur dessen Bürger in Lager stecken und vernichten ließ, fielen diesem Treiben Hunderttausende zum Opfer. Die genaue Zahl kennt niemand. Mit Hitlers Eroberung fremder Länder konnten die deutschen Staatsbürger ein wenig aufatmen: Neues Vernichtungsmaterial war gefunden. Schnell nahm die Zahl der Lager zu: Dachau, Oranienburg, Buchenwald, Mauthausen, Gusen, Groß-Rosen, Ravensbrück, Flossenbürg, Auschwitz. Die größeren Lager waren ihrer Einwohnerzahl nach ganze Städte – mit Außenstellen und Fabriken, mit besonderen Gesetzen, mit ihren nirgendwo sonst praktizierten eigenen Regeln von Recht und Ordnung, mit eigenen Parteien und Parteiintrigen, mit eigenen Sitten und mit ihren eigenen Lebensweisen. Ende 1943 waren alle Lager in fünf Härtekategorien eingeteilt. Dachau gehörte damals schon zur Kategorie 1 – das beste, das leichteste Lager. Es hatte sich sozusagen zu einem Repräsentationslager gemausert. Mehr als einmal von Vertretern des Komitees des Internationalen Roten Kreuzes besucht, war das Lager Dachau zu einem nationalsozialistischen Propagandainstrument aufgestiegen. Dort saßen Engländer, Amerikaner, Franzosen ein, und die Lagerverantwortlichen hüteten sich, mit ihnen so umzugehen wie mit den Mittel- und Osteuropäern.

Das schlimmste Lager des Deutschen Reiches – Kategorie 4 – war Mauthausen mit seinem ersten Außenlager Gusen. Die Lager der Kategorie 5 befanden sich außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches, vor allem in Polen, wie Majdanek. Sie blieben bis zum Ende *g e s c h l o s s e n e* Lager. Vernichtungslager.

Der Wald der Götter, offiziell Konzentrationslager Stutthof genannt, bot kein klares Bild. Dort fanden sich Merkmale der Kategorien 1 bis 5. Seine schwerste Zeit erlebte Stutthof von 1939 bis Ende 1942 – als die deutsche Wehrmacht im Triumphzug doch ginhmarsch durch Europa zog, und den deutschen SS-Schergen allein der Gedanke an eine Kriegsniederlage Hitler-Deutschlands als blanker Unsinn, Fantasie eines Wahnsinnigen, erschien. Damals war auch der Wald der Götter ein geschlossenes Lager. Bis Ende 1942 waren mehr als 20 000 Menschen in diese adrette Anstalt geraten, von denen nicht weniger als 18 000 auf die eine oder andere Weise zu Tode gebracht wurden. Die restlichen 2000 waren entweder in andere Konzentrationslager verfrachtet worden oder hatten hieselbst überlebt. Nur ganz wenige Insassen waren aus dem Konzentrationslager entlassen worden – natürlich nicht in die Freiheit, sondern in die Zwangsarbeit oder in ein Arbeitslager.

[...]

Die Lagerverwaltung in Häftlingshänden! Auch wenn diese Aussage übertrieben ist, so steckt doch eine Portion Wahrheit darin. Im Prinzip war es ähnlich wie mit der Leibeigenschaft im zaristischen Russland: Der Besitzer eines Leibeigenen konnte seinen Sklaven bestrafen, auspeitschen, verkaufen, gegen einen Hund eintauschen – und vermochte doch ohne die Dienste des Leibeigenen nicht zu leben. Diese Situation wird, um ein Beispiel zu nennen, meisterhaft vom berühmten russischen Autor Iwan Gontscharow<sup>1</sup> in seinem bekannten Roman »Oblomow« geschildert: Der ohne seinen Leibeigenen Sachar nicht lebensfähige Gutsbesitzer Ilja Oblomow wurde selbst zum Sklaven Sachars. Auch wenn Sachar nicht frei kommen konnte, machte er faktisch mit seinem Herrn, was er wollte. Rechtlos, stets von den Launen seines Herrn abhängig, vermochte Sachar dem Herrn seinen Willen aufzuzwingen.

In gewisser Weise verhielt es sich so auch mit den Beziehungen zwischen SS-Männern und Insassen im Konzentrationslager Stutthof. Die SS-Leute durften die Häftlinge jederzeit erschießen, erhängen, mit einem Knüttel oder einem Stein totschiagen, den Hunden zum Fraß vorwerfen, ausplündern, auspeitschen, mit Teer übergießen und so weiter und so fort. Die Häftlinge standen jenseits aller Gesetze. Sie besaßen keinerlei Rechte, und keine Rechtsordnung verteidigte sie. Die Häftlinge waren bedeutungsloser als jede x-beliebige, im Inventurbuch verzeichnete Sache. Und doch konnten die SS-Männer ohne Mithilfe der Insassen weder das Lager instand halten noch ihr privates Leben meistern. Die meisten dieser Sachar-Häftlinge waren Polen, die Stutthof seit der Lager-Gründung überstanden hatten, sowie Deutsche, die aus anderen Lagern hierher verlegt worden waren – meist Kriminelle, Homosexuelle oder Bibelforscher.

Diese Ordnung hatte nur aufgrund der großen Not und der furchtbaren Qualen über eine so lange Zeit aufrechterhalten werden können. Und doch präsentierte sich das Lager als keine beständige, unveränderliche Einheit. Wie das Glück auf dem Schlachtfeld und die Stimmung in der deutschen Bevölkerung wechselte auch die Atmosphäre im Lager oft. Es wechselten die Leute, die Lagerherren und die Insassen. Es wechselten die Vorschriften und die Lagerordnung. Doch dies und vieles mehr, viel Wichtigeres, kann nur erfassen, wer selbst längere Zeit im Lager verbracht hat.

Kaum betrat man den Wald der Götter, beschlich einem das Gefühl, als seien die alten Götter spurlos von hier verschwunden, als habe sich hier die Hölle selbst breit gemacht, besetzt von SS-Schergen – die alten Teufel haben sie in den Kerker geworfen und selbst deren Platz eingenommen. Echte Teufelskerle!

## Tag für Tag nur Baumstümpfe

Während wir Tag um Tag Baumstamm um Baumstamm schleppten, war plötzlich Ostern gekommen. Ostern 1943. Meine ersten Ostern im Lager.

Am Ostersonntag arbeiteten wir nur bis Mittag. Am Nachmittag ließ der gute Wacek Kozłowski den ganzen Block auf dem Hof strammstehen. Die strahlende Aprilsonne wärmte sanft unsere müden Glieder. Wie gut es tat, ein wenig in der Sonne auszuruhen!

Wacek gab das Kommando:

»Zdejmoać koszule! Ale prędej! – Zieht die Hemden aus! Aber ein bisschen plötzlich!«

<sup>1</sup>Iwan Gontscharow / Ivan Aleksandrovič Goņčarov (1812–1891) war einer der führenden russischen Romanisten des 19. Jahrhunderts.

In Gedanken fragten wir uns, welche kreativen Ideen ihn nun wieder befallen hatten. Würde uns dieser Teufel etwa an Ostern die Hosen ausziehen – ihm war alles zuzutrauen. Doch im Augenblick – noch alles ruhig. Nur sein Befehl, uns in einer Reihe hinzusetzen.

»*Wszy bić, kurwamać, bić wszy!* – Schlagt die Läuse tot, ihr Hurensöhne, schlagt die Läuse tot!«

Wacek brüllte und attackierte mit seinem Knüppel die Lagerluft.

Das war es also! Es lebe Wacek – bis zum nächsten Galgenfest!

Für diese blass-schimmernden Gottesgeschöpfchen organisierten wir an jenem Ostersonntag ein regelrechtes Pogrom.

Tack tack tack, tack tack tack, knatterte es wie aus einem Maschinengewehr über den ganzen Hof. Abertausende dieser unschuldigen Kreaturen kamen dabei ums Leben.

Am Ostersonntag arbeiteten wir nicht. Wacek lud uns Litauer zu sich in den »Tagesraum« ein. Wollte er uns vielleicht zum Festtage großzügig bewirten?

Bereits an der Tür empfingen uns Wacek und einige seiner Lausbuben:

»Zeigt her eure Füße, zeigt her eure Ohren! Sind die sauber? Ist euch überhaupt bekannt, wie man sich die Ohren richtig wäscht?«

Die »Sanitätskommission« kontrollierte Füße und Ohren. Da unsere Füße und Ohren den Sauberkeitsanforderungen entsprachen, erbot uns Wacek die Ehre, anlässlich des Osterfeiertages im Zimmer auf den Bänken sitzen zu dürfen – wenn wir wollten. Häftlingen mit ungenügend sauberen Füßen und Ohren erging es ziemlich dreckig: Als Ostergeschenk kriegten sie ein paar auf den Schädel und in die Rippen, wurden in den Duschaum gezerrt und ins kalte Wasser gelegt. Sie kehrten nicht wieder in den »Tagesraum« zurück...

Uns schenkte ein kauziger Mithäftling aus Danzig, der schon eine Zeit lang um uns herumgestrichen war, ein Ei – möge der Name dieses lebenswürdigen Polen auf ewig gesegnet sein!

Wir feierten Ostern wie richtige Menschen! Wir saßen drinnen, auf einer Bank – und hatten ein Ei! Unser Ältester gab mit vor Aufregung zitternden Händen jedem von uns ein klitzekleines Stückchen Ei – mit Tränen in den Augen segnete er uns.

Symbol ist Symbol, doch manchmal ist ein Symbol stärker als die absurdeste Wirklichkeit! An jenem Tag brauchten wir kein Mittagessen. Wir waren von diesem Stückchen Ei satt – und wie satt wir waren!

Vielleicht sättigten uns auch die leise hinuntergeschluckten Tränen, vielleicht auch die heimlichen Erinnerungen an Heimat, Eltern, Brüder, Schwestern, Familien – all dies ist möglich, doch darüber schweigt diese Geschichte.

Am Ostermontag arbeiteten wir nur bis Mittag. Am Nachmittag mussten wir uns wieder in Reihe und Glied im Hof aufstellen – für die Knöpfeinspektion durch den ersten Lagerältesten, Oberhenker Arno Lehmann. Waren alle Knöpfe an ihrem Platz? Fehlte jemandem ein Knopf?

Den Glücklichen, deren Knöpfe an der richtigen Stelle glänzten, geschah nichts. Die mit – auch noch so winzigen – fehlenden Knöpfen, wurden in die Dusche getrieben: zehn Osterhiebe auf den Allerwertesten. Einer versuchte zu verhandeln:

»Ich weiß nicht, wo ich einen Knopf herbekommen soll. Man hat mir die Jacke ohne Knopf gegeben. Den Knopf könnte ich klauen, doch woher soll ich Nadel und Faden nehmen? Wie sollte ich den gestohlenen Knopf annähen?«

Für diese öffentlich bekundete Frechheit wurden ihm und ähnlichen Gesellen noch einmal fünf Osterknüppelhiebe zuteil.

Meine Knöpfe waren an diesem Tag in Ordnung. Ich war schon drauf und dran, meine Zähne in der Sonne zu wärmen, als mir plötzlich jemand aus dem Hinterhalt – stopf, stopf, stopf – seine Faust in die Löcher meiner Jacke stopfte.

»Was ist das?«, schnauzte mich Wacek an und kam mir mit verzerrter Miene ganz nah.

»Löcher«, antwortete ich zitternd, »was sollte da anderes sein? So habe ich die Jacke im Magazin erhalten.«

»Du Sohn eines Wurmes«, zischte Wacek und schmettete mir seine Pranke zuerst aufs linke Ohr, dann aufs rechte. »Du Wurm, warum hast du sie nicht geflickt?«

»Ich habe keine Flicker, keine Nadel, keinen Faden... Wo soll ich das alles hernehmen?!«

»Wurm!«, fauchte Wacek und legte eifrig ein paar Watschen nach.

So endeten meine ersten Ostern im Lager.

Nach Ostern gelang mir der Berufswechsel unter größten Anstrengungen doch noch. Ich entkam dem Kommando der Baumstämmeschlepper und wurde zu den Baumstümpfeausreißern versetzt. Was für ein Leben!

Ich wählte einen Baumstumpf, etwas weiter weg von der Obrigkeit, umtänzelte ihn, schlug Erde und Moos von den Wurzeln ab, damit ich ihn bei Bedarf anheben könnte. Ich tänzelte einen Tag, tänzelte noch einen Tag ... Gegen Abend des dritten Tänzeltages kam ein SS-Mann – mit Bauch und stinkender Pfeife – an meinem Stammplatz vorbei. Der Arbeitsführer des Strunkgebiets

»Du blöder Sauhund, so also bedankst du dich für dein Brot? Ich werd's dir zeigen, du Missgeburt!«

Er trieb mich zu einem anderen Strunk, den ganz offensichtlich schon mehr als nur ein Kumpel vor mir »angegraben« hatte. Die Erde um den Stumpf war einige Schaufeln tief weggeschoben, aber der Strunk steckte noch immer fest in der Erde.

»Da, diesen Baumstrunk reißt du aus«, befahl mir der Schmerbauch mit der übel riechenden Pfeife.

Die Arbeit an diesem Wurzelstock wäre nicht so schlimm gewesen. Ich stieg in die Grube, lehnte mich an den Strunk – von weitem war nicht auszumachen, ob ich mich bewegte oder nicht. Das einzige schlimmere Problem: Der Graben rund um den Stummel war mit Schlamm gefüllt, braun wie die Nazi-Parteikluft – und es war erst April. Meine Beine waren wieder einmal geschwollen und wund. Im April mit solch wehen Beinen zwölf Stunden lang in der Schlammsuppe herumzuwaten – irgendwie uninteressant. Ganz und gar uninteressant! Und erst der niederträchtige Wind vom Meer her, hol ihn der Teufel! Er blies, als würde kein Jackenfetzen, nicht die dünnste Muskelschicht mich schützen, fegte einer Auspeitschung gleich über die bloßen Knochen. Er brachte auch das eine oder andere Wölkchen mit – begossen von oben, besprüht von allen Seiten ...

So wankte ich rastlos im nazibraunen Morast hin und her, robbte ans Ufer. Allein am Ufer gab es nichts zu tun, der Baumstrunk stand ja im Schlammwasser! Mir blieb nicht einmal Zeit, die juckenden Beine richtig zu kratzen, schon stürzte sich der Schmerbauch mit seinem Knüppel auf mich ... Mir blieb kein Ausweg, also – hüpf – zurück ins Dreckwasser – wie ein Frosch.

So zog sich der liebe lange Arbeitstag dahin, ganze zwölf Stunden.

Ich schuftete, hackte und grub an diesem Baumstrunk, ausgerissen habe ich ihn nicht – auch die nach mir sollten Gelegenheit zum Einweichen bekommen.

Am vierten Tag, während ich den Baumstrunk mit dem Spaten bearbeitete, trat einer der vielen Waldkommandokapos zu mir. Ein vollglatziger Zwerg, mit einem grünen Winkel auf der Brust, ein Profikrimineller also, von dem man sagte, seine Lagerwanderung dauere schon acht Jahre. Er betrachtete mich, legte seinen Kopf schief.

»Hmmm ... Was bist du von Beruf?«, fragte er mich.

»Hmmm ...«, tönte auch ich, da ich nicht wusste, was ich sagen sollte, »einst war ich Universitätsprofessor, Doktor der Philosophie der Ludwig-Maximilian-Universität zu München ... Dichter war ich, Verse und Dramen schrieb ich ... Jetzt, das siehst du ja, reiße ich einen Baumstrunk aus ...«

»So einer bist du also, alter Mann. Warte nur!«, blökte er und ging seines Weges.

»Zum Teufel mit dir!«, wünschte ich ihm. »Was willst du Kahlkopf von mir?«

Nach einer Weile kehrte der Glatzkopf zurück und befahl:

»He du, alter Mann, komm mit!«

Jetzt hatte wohl mein letztes Stündchen geschlagen. Der würde mir tüchtig einheizen!

Er trieb mich zum großen Zaun, wo aus Tannenzweigen kleine teppichartige Gebilde geflochten wurden, wohl um den Garten vor Schnee oder Hasen zu schützen.

»Da«, sagte er zu mir, »bis Mittag wirst du diese Zweige fein säuberlich auf die andere Seite des Zauns legen, am Nachmittag legst du sie wieder zurück auf diese Seite. Morgen dasselbe. Doch sieh zu, dass du immer in Bewegung bist, wenn ich in der Nähe bin ... Und besonders, wenn du einen SSler siehst.«

Welch gutherziger Gauner! Welch eine Freude: In der Sonne zu sitzen und Zweige fein säuberlich auf die andere Seite des Zauns zu legen! Fehlte nur noch Kuchen und es wäre wie an Ostern gewesen!

## Zaun in die Freiheit

Benommen und schwach trieb Bratke seine Kolonne in den Hof eines Grafensitzes an der Straße, direkt am Ortsanfang von Goddentow. Wir mussten uns am Zaun aufstellen. Ein Dach über dem Kopf vermochte er nicht für uns zu organisieren. Alle Wohnhäuser, alle Scheunen, alle Ställe waren belegt. Überall wimmelte es von Menschen – von deutschen Flüchtlingen, SS- und Volkssturm-Leuten.

Offen gesagt suchte das Rindvieh Bratke gar nicht nach einer Unterkunft für uns. Die Jüdinnen, die selbständig hierher gekommen waren, ohne Bratke & Co., verkrochen sich in einer Scheune und machten es sich auf dem Stroh bequem. Es gab noch viel Platz bei ihnen in der Scheune. Doch Bratke ließ uns im Hof, wir durften im Schnee schlafen. An irgendeine Form von Essen war nicht zu denken – nicht einmal Schnee lag hier in ausreichender Menge. Die oberste Schicht war plattgestampft und schmutzig. Wenn man tiefer grub, war er wieder schmutzig – von der Erde. Mit Mühe und Not brachte man eine Handvoll Schnee zusammen, den man essen konnte ...

Die Jüdinnen waren frei. Völlig unbewacht lagen sie im Stroh, kreischten, wie es ihnen gefiel. Wir dagegen lagen im Schnee, bewacht von SS-Männern und Hunden.

Und doch ging es uns besser als den SS-Männern. Wir durften ausgestreckt auf dem Schnee liegen, sie aber mussten um uns herumstehen – mit Gewehren, Bajonetten, Hunden ...

Nach Mitternacht fing es an zu schneien. Das war angenehm: Endlich konnten wir uns zudecken. Eine Schneeschicht ist nicht zu verachten: Darunter überwintern auch Roggenkeimlinge ohne zu erfrieren.

Doch leider hatte der Teufel seine Hand im Spiel und nach zwei Stunden ging der Schnee in Regen über. Anfangs war der Regen noch erträglich, ziemlich zurückhaltend, doch schon bald ergoss er sich voll Eigenlobs auf uns. Soll den Regen der Teufel holen!

Gegen fünf Uhr morgens weckte uns Bratke, der schon von weitem nach Selbstgebranntem stank – offenbar hat der Ärmste kein Auge zugetan ...

Der Rest unserer Kolonne erhob sich, schüttelte sich wie ein Hund, der unverhofft ein Bad in einem Teich genommen hat. Die Marschbereiten wrangen die Kleider aus, schlurften mit den Holzschuhen durch den Schnee.

Ich konnte nicht aufstehen. Über Nacht waren meine Beine von Kälte und Regen ganz gefühllos geworden. Ich lag am Zaun: Was blieb mir auch anderes übrig?

Bratke spannte den Gaul vor den Wagen mit seinen Sachen und formierte die Konzentrationärskolonne zum Weitermarsch in unbekannte Richtung, mit unbekanntem Ziel. Das Zurückbleiben am Zaun förderte nicht gerade die Stimmung.

Erstens hätte Bratke mich beim Weggehen erschießen können – das hat er ja schon mit einigen getan, auch jetzt strich er wieder mit dem Revolver in der Hand über den Hof. Zweitens befand sich der Grafensitz direkt an der Kreuzung zweier Hauptstraßen – eine Schlacht gerade hier schien unausweichlich und ich würde folglich samt Zaun zu Brei zermanscht!

Über alle möglichen Vermittler bat ich Bulle Bratke, mich in seinem Wagen mitzunehmen, ein paar Kilometer weg von der Hauptstraße. Dort könnte er mich dann im erstbesten Kaff in den Straßengraben werfen. Doch Bratke war nicht zu überzeugen. Er wollte nichts davon hören. Bratke lief mit seinem Revolver durch die Gegend und brüllte wie ein Stier.

Später erwies sich seine Verweigerung als Glücksfall für mich: An diesem letzten Tag erschoss er rücksichtslos alle Ermatteten und Zurückgebliebenen – natürlich hätte er auch mich abgeknallt. Kopfzerbrechen bereitete mir nur die Frage, ob er mich doch noch hier am Zaun erledigen würde – konnte er einen lebenden Konzentrationär einfach so liegen lassen? Er aber schenkte mir keine Beachtung, war offenbar überzeugt, dass ich so oder so verrecken würde.

Der gleichen Meinung waren offensichtlich auch meine Freunde, die jeden Blick in meine Richtung vermieden, damit ich sie nicht um etwas bitten konnte. Sie litten selbst Hunger, waren am Ende – wussten nicht, ob sie leben oder sterben würden. Einige nickten mir von weitem zu. Adieu. Auf Wiedersehen ... Heim zu Petrus – das fügten sie nicht an, meinten es aber. Nur mein lieber Freund Jonas, der Bambizas aus Biržai, kam zu mir, umarmte mich, gab mir einen Kuss ...

Könnte ja sein, dass ich zu Hause im Himmel ein gutes Wort für ihn einlegen würde. Auch als Ketzer konnte er doch ein anständiger Mensch gewesen sein ...

»Oh!«, sagte ich, »mein lieber Freund, wenn ich eine reine Seele wie du hätte, dann wäre ich gern ein Bambizas...«

Šešelga brachte mir einen kleinen Becher mit Wasser vom Brunnen – als ob er mir einen letzten Dienst erweisen wollte. Mehr hatte er nicht, und ich brauchte nicht mehr. Wasser – kein dreckiger Schnee!

Die Kolonne marschierte, taumelte davon, von den SS-Männern umzingelt, von den Hunden bewacht.

Und doch, Teufel auch, war die Stimmung sehr mittelmäßig beim Gedanken, so allein im dreckigen Schnee zurückzubleiben. Völlig durchnässt. Nicht imstande aufzustehen und zu gehen. Allen fremd. Von niemandem gebraucht. An einem fremden Ort, der sich bald in ein Schlachtfeld verwandeln würde. Hilfe war nicht zu erwarten... Würde ich mich denn wirklich jetzt schon mit Petrus über Ketzer unterhalten müssen?...

Doch, sieh nur! Vom anderen Ende des Zauns kam mein alter Bekannter, der Däne Poul Nielsen, durch den Schlamm gekrochen. Einst ein berühmter Exponent der Kommunistischen Partei, Mitglied des Politbüros des Zentralkomitees. Erst als die Troztkisten in der dänischen KP die Oberhand gewannen, wurde Nielsen aus der Partei geworfen. In Stutthof war er eineinhalb Jahre. Jetzt, in der Nacht, war ihm ein deutscher Lastwagen über den Fuß gefahren – er konnte nicht mehr aufstehen. Bratke ließ auch ihn lebend am Zaun zurück.

Auch einer der Letten stieß zu uns, ein schmales Bürschchen, das ein ganzes Jahr in Stutthof abgesehen hatte und nur Lettisch sprach und auch das sehr einsilbig. Er litt an einer Rippenfellentzündung, hatte hohes Fieber und konnte nicht mehr gehen. Vor Bratke hatte er sich unter einer kleinen Fichte versteckt – und war so am Leben geblieben.

Schließlich kam noch ein deutscher Häftling zu uns, ein Dickwanst – der alte Grünwald, einst Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. In der Nazizeit verkaufte er in seinem kleinen Laden Tabak. Im Lager war er nach der Attentatskomödie auf Hitler ohne Grund gelandet – zu jener Zeit hatten die Nazis viele ehemalige deutsche Parteixponenten in Lager verfrachtet. Grünwald war von uns vieren der Stärkste und einfach nur zu faul zum Weitermarschieren. So hatte er beschlossen, hier vor Ort die weiteren Ereignisse abzuwarten.

Jetzt waren wir also zu viert, da würde uns der Himmel schon nicht auf den Kopf fallen!